

Unter der Asche.

Roman von F. Waldheim.

„Arme Mir! wie müde bist du wohl?“ sagte Adriana, als sie endlich allein geblieben waren; nur noch Gemming war bei ihnen, er schlief die Nacht im Schlosse.

„Arme Mir!“ wiederholte er lachend und sah in den strahlenden Augen derselben eine so lebensvolle Freude, wie man sie sonst nur bei ganz jungen Mädchen findet.

„Es war wunderbar! Welch reizender Abend. Wie waren sie alle vergnügt, was hat man mir für Komplimente über unseren Ball gesagt! Ich habe mich noch nie so glücklich gefühlt wie heute!“ rief Mir in ihrem weißen Kleide mit der goldenen Gürtelschnalle und dem Kränzchen im Haar, so frisch und hübsch am Schluß des Balles, wie sie zu Anfang desselben ausgesehen hatte.

„Ich bin noch nie so glücklich gewesen!“

Sie hatte diesen Ausruf, ohne es zu wissen, in letzter Zeit öfter getan.

Die Stiegmutter nahm denselben, wie er auch gemeint war, als einen Dank der Tochter und umarmte Mir, indes Gemming dabei stand und ebenfalls ausah, als möchte er auch ausrufen: „Ich bin noch nie so glücklich gewesen.“

Dann flog ein tiefer Schatten durch seine ehrlichen, eben noch lachenden Augen.

Der Baron trat heran. Er hatte rasch sein Handschuh übergeworfen und statt der Lackstiefel bequeme Schuhe angezogen.

„Hat meine kleine Frau ihre Sache nicht brillant gemacht?“ fragte er Gemming mit der vollen Befriedigung eines gefeierten Festgebers und dem ganzen Behagen eines Mannes, der sich sagt: „Gott sei Dank. Diese Pflicht wäre also mit Glanz erledigt.“

Adriana hatte reizend ausgesehen in dem schwarzen Spitzenkleid über mattgelber Seide und eben solchen Rosen im Haar. Sie konnte alles tragen, ihr stand alles.

„Aber, wißt ihr, was mir heute den Abend getrübt hat,“ fragte er dann.

„Nun? Nun?“

„O, ich weiß, Papa, es ging mir ebenso. Mitten in der heißsten Freude dachte ich daran,“ rief Mir.

„Ich auch. Das arme kleine Mädchen. Die Annita Gerner! Ich wollte doch, wir hätten sie eingeladen!“ sagte er fast bestimmend.

„Aber Mann! Mir! Als ich damals vorschlug —!“ Adriana war ganz erschrocken.

„Nein, nein, Mama, wir konnten sie nicht einladen, wenn wir nicht Adolf v. Fußgart fortreiben wollten; sie hat ihn tödtlich beleidigt; ich war dabei, du weißt es,“ beruhigte Mir.

„Und er war heute wieder so freudlos. Er hat gar nicht getanzt; er ging immer durch die Zimmer, als suche er etwas, und nachher war er ganz verschwunden.“

„Der arme Adolf!“ antwortete der Baron seiner Tochter. „Du hast recht, er ist gar nicht wie ein junger, froher Mensch. Seine Mutter hat ihn die Freude aus dem Leben ganz hinweg gezant und verbittert.“

Gemming ließ sich erzählen, was es denn mit der Beleidigung auf sich habe, von der Mir sprach. Man blieb noch ein Weilchen zusammen. Es ist so hübsch in einem begablich durchwärmten Zimmer und beim matten Schein der verschleierten Lampe ein gelungenes Fest durchzusprechen. Auch dafür hatte Adriana georot.

„Ach, welch glücklicher Abend war das!“ sagte Mir noch einmal, als sie einander „Gute Nacht“ wünschten.

In diesem Abend waren Gerner und seine Tochter erst spät aus der Stadt heimgekommen.

Die gutberzige Frau Dürrenberg hatte erfahren, daß die Tauras einen Ball gaben und daß Annita nicht eingeladen

worden war. Sofort beschloß sie, ihrem Liebling einen Ersatz zu bieten; hoffentlich erklärte ihr Sohn sich bei dieser Gelegenheit gegen das junge Mädchen, sie und ihr Gatte hatten keinen größeren Wunsch und „Monseigneur“, wie der Vater seinen etwas breitspürigen Julius nannte, war auch nicht so ganz abgeneigt, sich die reiche Annita Gerner antrauen zu lassen.

So war im Hause des Bankiers eine Abendgesellschaft gewesen, an welcher Gerner sich um so lieber beteiligte, als es ihm doch im Stillen sehr wehe that, seine schöne, lebensfrohe Tochter ausgeschlossen zu sehen von der Freude, auf die sie heimlich gehofft hatte.

Er hatte selbst seine Stellung zu den Tauras fixirt; er durfte sich nicht beklagen, noch verlegt fühlen, aber es wurmte ihn dennoch, und all diese unausgesetzten Bitterkeiten, die er durch seinen trotigen Entschluß über sich heraufbeschworen hatte, machten den Mann gallig und schwarzlaunig, wie er es nie gewesen war.

„Ich habe mir selbst all den Verdruß eingebrockt!“ sagte Gerner, Dürrenberg von den Bauern erzählend, „aber mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens, das hätte ich bedenken und wieder abreisen sollen. Wie gut und schön könnte ich mit den Kindern leben, wo es uns gefiel, statt daß wir jetzt dort im Dorfe sitzen und ich gegen Windmühlen fechten muß.“

Aber dann war der verbissene Trost wieder da.

Daß Klara — Klara gesagt hatte: „Reisen Sie wieder ab,“ das überwand er nicht.

Er trug ihren Empfindungen mit dem Egoismus der Männer nicht genügend Rechnung; sich selbst im vollsten Recht fühlend, war er ihr entgegen gekommen, und sie hatte ihn gekränkt, tief verwundet, sie hatte, als er ihr seine Kinder schickte, ihm nicht sagen lassen: „Ich erwarte dich, Gerner!“

Sollte er sich noch einmal die Weisung geben lassen:

„Machen Sie, daß Sie fortkommen?“

Seine Laune war heute nicht gut gewesen; auch Annita atmete auf, als der Vater zum Ausbruch maßte. Die Besessenheit der alten Dürrenbergs und die Liebeshwürdigkeit Monseigneurs wurden ihr zu viel, eine bestimmte Furcht überkam sie.

So fuhren sie zeitiger, als sonst wohl, nach Haus und saßen dann noch ein halbes Stündchen plaudernd zusammen bei einer Tasse Thee, die Mary ihnen bereite.

Es war hier immer so traulich; gottlob, daß sie wieder daheim saßen! Annita fragte nichts nach diesen Gesellschaften und war gar nicht traurig, daß sie nicht zu den Tauras geladen worden war. Papa sollte sich darüber ja keine Gedanken machen; sie kannte alle diese Leute nicht und hatte kein Interesse für dieselben.

Gerner sah dennoch, daß auch Annita mehr empfand, als sie eingestehen wollte.

Auf einmal, mitten in ihrer ruhigen Unterhaltung schrie das junge Mädchen so furchtbar erschrocken und gellend auf, daß Gerner und Mary fast denselben Schrei ausstießen.

Bleich wie der Tod und an allen Gliedern bebend, blickte Annita wortlos auf das Fenster.

Dann, als sie in ihres Vaters Gesicht sah, wurde dieser angstvolle Schrecken sichtlich noch tiefer.

Gerner starrte so bleich wie der Tod dahin.

Was war das? Was für ein bleiches Gesicht hatte sich dort oben gezeigt?

„Es giebt keine Gespenster!“ rief Gerner dann und sprang mit einem wilden Fluch nach dem Fenster, riß es auf und blickte mit einem lauten „Wer da? Wer ist da?“ hinaus in die stille Sternennacht.

Es war alles still, ganz still. Der Wind nur strich leise Hagend um das Haus; da, in einiger Entfernung kurrte leise ein Kiesel wie von einer der Gartenthüren, deren mehrere auf diese Nebenstraße gingen. Dann trat er zurück an den Tisch.

Er war äußerlich ruhig, aber er wuschte sich mit seinem Tuche den Schweiß von der Stirne.

„Siehst du, dort ist er in einen Garten geschlüpft! Irgend ein Neugieriger, der hinter unser Fenster schlich. Es giebt keine Geipenster,“ sagte er zu seiner Tochter.

„Ich meinte, Lußgart zu sehen,“ sagte diese, an den Assessor denkend, den sie noch mehr haßte, als früher, seit sie ihn neulich so beleidigte.

„Ich auch,“ murmelte ihr Vater — aber freilich, er war durch das zum Fenster hereinschauende blasse Gesicht und die dunklen Blicke an jenen anderen, den Verschollenen, gar unheimlich erinnert worden.

Dann bemerkten sie, daß Hannes, durch den Ausschrei Annita's herbeigelockt, in der Stubenthüre stand. Der junge Burtsche, den sein Dienst bei seinem Herrn noch in Anspruch nahm, sah schlaftrunken und sehr erschreckt und verwirrt aus.

„Dast du etwas gesehen? Wer war es?“ fragte Gerner erregt.

„Nein.“ Hannes hatte nichts gesehen.

„Wo ist der Ujar? Es soll künftig ein Hund vor dem Hause sein! Warum sind die Läden nicht geschlossen?“ fuhr Gerner heftig fort.

Wiß Mary entschuldigte die Vergeßlichkeit. Es war zu warm im Zimmer gewesen, sie hatte eine halbe Stunde vor der Ankunft des Herrn und Wiß Annita's gelüftet, dann verstaumt, die Läden wieder vorzulegen.

„Irgend ein spät Vorübergehender war es.“

Damit begaben sie sich zu Bett.

Am andern Tage aber saß Hannes bei seiner Großmutter, es war Sonntag, und er hatte bis Abend Urlaub, und während Mutter Husar ihrem lieben Jungen einen Extrakaffee kochte und ihm kalt gewordenen Eierkuchen auf sein Butterbrot legte, erzählte er den Vorgang der Nacht und berieth sich flüsternd mit ihr, ob der Herr von Lußgart, der todtgeschlagene nämlich, wohl als Geipenst umgehen könne. Mutter Husar aber, das abergläubigste und geipensterfürchtigste Weiblein des Dorfes, setzte sich mit bebenden Knien an den Kochofen im kleinen Stübchen, wärmte sich die vor Schrecken eiskalten Finger und murmelte, den Großjohn mit weit aufgerissenen, angst-erfüllten Augen ansehend: „Er hat es gethan! Der Todte kann in seinem Grabe nicht ruhen. Nun kommt er so lange, bis die Geschichte heraus ist. Ach, Hannes! Und sonst so ein guter Mann! Giebt dir einen Lohn wie ein Fürst.“

Es war wenige Tage später.

Der März brachte den Frühling mit köstlichem Sonnenschein, blauem Himmel und jenem kühlen Windhauch, der nicht nur die starre Erde tausend neue Triebe hervorbringen läßt, sondern auch die Herzen weich und glückselig umspielt.

Aliz von Laura stand im Garten auf einem großen Balkon, der, über das Ufer des Flusses hinausragend und ganz mit wildem Wein bedeckt und umzogen, im Sommer ihren Lieblingsaufenthalt bildete.

Die Baronin hatte einen Kunstgärtner aus der Stadt kommen lassen.

„Faut de mieux werde ich einen Park anlegen, daß die Leute staunen sollen,“ sagte sie lachend.

Ihr Gatte ließ sie in allem gewähren; er war übergelüchelt, daß sie sich gewöhnte und nicht mehr so viel über das Landleben klagte, und ebenso sehr, daß ihm jetzt die langentbehrten Mittel, seine Landwirthschaft aufzubessern, nicht mehr fehlten. Den ganzen Winter schon hatte er voll Freuden mit dem alten Verwalter geplant und große Akfordarbeiten ausführen lassen: hier sollten Kieselwiesen angelegt werden, dort wurde eine Fläche rajost, eine andere drainirt, große Ladungen von Kunstdünger und Mergel herangefahren, der Viehstand durch Ankäufe gebessert. Ach, welch ein anderes Leben war auf Schloß Einöd eingelehrt! Und wie hätte er Adriana die Hände unter die Füße legen mögen vor Dankbarkeit!

„Ich bin glücklich, so unaussprechlich glücklich,“ sagte er ihr, und sie hörte das Wort mit leuchtenden Augen und fiel ihm jubelnd um den Hals: „Wie habe ich solche Seligkeit verbient? Wir sind so alte und verständige Leute und doch so glücklich!“

Und nun, während der Baron in den Feldern umherritt und der Verwalter Maurer bestellte, die eine Scheuer bauen sollten, denn die Klosterräume mußten sie im Frühling an Gerner abtreten, ging Adriana im Garten herum und trällerte:

Unter Bäumen
Süß zu träumen
Liebt die Gräfin Melanie!

Der Kunstgärtner schritt sinnend, beschauend und Pläne machend umher, und Aliz war nach dem Altan gelaufen, denn Adriana hatte gesagt, der werde wohl auch noch in dem allgemeinen Untergange mitfallen müssen.

Ein so wunderhübsches Plätzchen! Adriana konnte es wohl nicht würdigen, denn sie hatte noch keinen Sommer in Einöd verlebt und wußte gar nicht, wie reizend es hier oben im heißen Sommer war.

Der Altan bildete eine große viereckige Tribüne mitten im dichtesten Boskett, überragt von riesigen Akazien, Blutbuchen, Goldregen und Rothdorn und dicht umgeben von Jasmin und Syringen. Zur Hälfte auf den Fluß hinausgebaut, schwebte er wie ein Balkon, auf starken Holzpfosten ruhend, über demselben; ein Treppchen führte hinunter an das Wasser, und dort lag ein kleiner Kahn angeketet.

Draußen auf der andern Seite des Flusses war der Wald mit seinen ehrwürdigen Eichen und Buchen und seinem grünen moosigen Grund. Man sah den Fluß weit hinaus und hinab bis zu der Mühle, deren Kläuschen gedämpft bis hierher tönte.

„Nein! den Platz durfte ihr der Gartenkünstler nicht zerstören!“

„So allein, Baronesse? Der Friedrich sagt mir —“

Es war Gemming, der sie aus ihrem Sinnen und Schauen aufstörte.

„Adriana ist mit dem Kunstgärtner beschäftigt, denken Sie sich, Herr Rittmeister, vielleicht soll der Altan fort!“

Sie begrüßte sich so vergnügt und unbefangen wie immer, aber er sah, sie war in Sorge um ihren Lieblingsstz.

„Der Altan? Keinesfalls! Wie könnten wir dies liebe Plätzchen entbehren?“ sagte er.

„Ach! Sie werden mein Bundesgenosse sein? Wie freut mich das? Nein, er darf nicht fort! Hier —“

Sie stockte und wurde plötzlich glühend roth.

Hier hatte Gemming Aliz zuerst gesehen.

Aber das wollte sie nicht sagen, das dachte er nur! Sie hatte ganz anderes im Sinn, er sah es.

(Fortf. folgt.)

[4]

Ein Kreuzgang.

Erzählung von Christian Ulster.

Aus dem Norwegischen übersezt von J. C. Prestion.

An einem Mondscheinabend — so klar und still wie damals, als sie auf dem Berge jenes Gesicht gehabt hatte — sah Jon, welcher im offenen Holzschuppen arbeitete, plötzlich die Mutter vor sich stehen. Er hadte darauf los, daß die Späne um ihn flogen, um so einem Geispräch mit ihr aus dem Wege zu gehen; aber er mußte gegen seinen Willen die Axt fallen lassen, als sie die Hand auf seine Schultern legte und fragte:

„Son, getraust du dich heute Abend mit mir auf das Eis hinaus zu gehen?“

„Was wollt Ihr auf dem Eise?“

„Es liegt blank über dem ganzen See; heute Abend kann man alles sehen, was darunter liegt.“

„Ihr redet irrt.“

„Getraust du dich mit mir zu gehen und nachzusehen, ob nicht ein tochter Mann unter dem Eise sichtbar ist?“

Er hieb die Axt in den Block, richtete sich auf und rief:

„Nein; das ist nicht auszuhalten! — Wenn es denn so ist, daß man daheim keinen Frieden mehr haben kann, so soll es, bei Gott, die letzte Nacht sein, wo ich hier Obdach luche.“

„Aber wann wird es die letzte Nacht sein, daß du Obdach suchst für ein schlechtes Gewissen?“

Er riß die Art wieder aus dem Hflocke und stand wild und zornig vor ihr:

„Seht sollt Ihr schweigen, Mutter, oder es geschieht, Gott helfe mir, ein Unglück mit Euch und mit mir.“

„Da thätest du nur Gutes an mir, Jon. Wüßtest ich nur, daß du Reue empfändest, dann freute ich mich, deß sei Gott Zeuge, wenn die nächste Stunde meine letzte wäre. Nichts soll zu schwer für mich sein, wenn du dich nur besterdest.“

„Ihr seid von Sinnen.“

„Jon, die Frist ist kurz; die Zeit der Gnade ist bald abgelaufen. Nicht ich habe jetzt zu bestimmen, sondern ein anderer, der stärker ist. Es ist das letzte mal, daß du auf so gelinde Weise ermahnt wirst, das letzte mal, daß die Thür der Rettung noch halb offen steht; gehorcht du dieses mal nicht, dann fällt Gottes Hand schwer auf dich, wenn er das nächste mal ruft.“

„Weg von hier, Mutter, hier ist die Jugend, und die muß vorwärts; die Alten sollen dahelst sitzen und fromme Pieder sinnen.“

Dabei stieß er sie zur Seite und eilte davon. Salbjörg aber setzte sich im Schuppen nieder und weinte wegen des Ganges, welcher ihr jetzt bevorstand.

Am nächstfolgenden Tage war sie wieder auf dem Wege in die Bygd hinab. Es war ein Tag mit dickem Schneefall voll schwerer Flocken, welche langsam in der windstillen Luft niederfielen und hohe, flaumweiche Schichten auf die Bäume, Gärten, Häuser und Wiesen legten. Wenn sie durch einen Wald ging, war es, als käme sie in ein Schneehaus hinein, das nur hie und da eine Oeffnung in die freie Luft hinaus hat; die Dächer auf den Häusern waren bis zu den Fenstern herabgekommen; Wände und Rahmen waren weiß bestreut, alles lag und ruhte im weißen Schneebette. Als sie in die Ebene hinab kam, war alles finstern, und nur einzelne Lichter flimmerten und erlöschten um sie her.

Sie nahm den Weg zum Pfarrhause und kam gerade in den Hof, als die Knechte zum Abendessen gerufen wurden. Der Geistliche war zuhause und sie wurde eine hohe Treppe hinaufgewiesen. Als sie durch den Hausflur ging, wurde die Thür zu der Wohnstube geöffnet, wo Licht angezündet war und die Frauenspersonen des Hauses um einen Tisch in der einen Ecke des Zimmers saßen. Sie konnte gerade nur einen Blick hineinwerfen, dann wurde die Thür wieder geschlossen. Sie blieb stehen — die eine Hand auf dem Geländer und einen Fuß auf der ersten Stufe der Treppe.

Der schmale Lichtstreifen, welcher aus einem warmen und geheiligten Heim auf ihren kalten winterlichen Weg herausfiel, brachte ihren Vorjahre und sie wurde zum Schwanken. Stand sie nicht im Begriffe, vielleicht auf ewig den Kiesel vorzuschleichen vor ihrem eigenen Heim, sodas sie dessen Wärme nie mehr fühlen konnte, weder in ihren Gedanken noch in ihrem Herzen? Sollte sie jetzt, wo sie knapp am Ziele war, umkehren, sich aus dem Hause schleichen, wieder den Weg hinauf durch das Thal nehmen und den Winter seine hohen Schneehügel über sie und ihr Geheimniß legen lassen?

Sie brauchte nur eine Treppe hinaufzugehen, um zu dem einen, durch eine Thür zu entleeren, um zu dem anderen Ziele zu gelangen. Nur wenige Schritte zwischen zwei Leben? Sie ging in Gedanken zur Thür hinaus, schritt über den Hof, schlug den Pfad ein, der nachhause hinaufführte; hinter ihr verschwanden die Lichter des Thales, die schwebenden Wälder sanken in die Tiefe, die Höhe lag frei vor ihren Augen, und mitten in der Hochebene befand sich ihr Heim.

Aber was erwartete sie dort? Erinnerungen, welche nie mehr ausgelöscht werden konnten; der Ruf des Todes im Schneegestöber jeder Sturmnacht, vielleicht noch andere Unthaten derselben Art, ja, barmherziger Gott! das war das Schlimmste . . . vielleicht noch andere; denn sie hatte die bösen Triebe, einer Quelle gleich, in Vater und Sohn hereinbrechen gesehen, und tief es diesmal gut ab, dann gab es — das mußte sie — nichts mehr, was sie von weiteren Verbrechen zurückhielt. Und im Bewußtsein all dessen sollte sie mit ruheloem Gewissen leben! Nein, hatte sie schon so viel Leid ertragen, so viele Enttäun-

Stunden durchwacht, so manche Nächte Hoffnung an gegeben, um ihren Mann von den bösen Mächten, welche in seinem Innern herrschten, befreit zu sehen, so mußte sie auch diesen letzten schweren Gang versuchen. Und so trat sie denn ein in die Stube des Pastors.

Der geistliche Herr saß an einem Tische, auf dem eine Lampe stand, und las in einem Buche. Er war ein kleiner, bieder und bestiger Mann, der alle, welche zu ungelegener Stunde kamen, mit mürrischen Worten anfuhr. Hatte er aber die schlimmste Heftigkeit von sich gescholten, geknauert und geschwigt, und über sein ruheloies Amt geklagt, bis er keine Variante mehr finden konnte, dann war er ein ernst und hilfsreicher Mann, der sich ganz seinem Berufe hingab.

Als er das Weib vom Gebirge bleich und durchnäht in dem warmen Zimmer vor sich stehen sah, ahnte er sogleich, daß er in seiner behaglichen häuslichen Stimmung gründlich gestört werden sollte. Er fuhr in die Höhe und fragte barsch:

„Was wollt Ihr? Braucht Ihr etwas von mir?“

„Ja.“

„Wer will so spät noch etwas? Wer ist es? Von wem seid Ihr geschickt?“

„Von mir selbst.“

„So!“ Nun konnte nicht einmal die Rede davon sein, die Sache auf ein anderes mal aufzuziehen.

Der Priester ging auf und ab und fragte sich am Kopf.

„Wie könnt Ihr von Euch selbst geschickt sein, Weib?“

„Ich wollte den Herrn Pastor um einen Rath bitten.“

„Da haben wir's,“ fuhr der Priester los. „Rath will sie haben? Ich glaube — Gott verzeihe mir meinen sündhaftesten Verdacht — diese Leute bilden sich ein, ein Geistlicher habe einen Krampfadern — oder sagen wir lieber eine Apotheke — voll Seelenrath in Büchsen und Truben, und könne Nummer so und so herausnehmen, abwägen und für einen halben Schilling verkaufen. Rath? Seid Ihr gesund? Was für einen Rath kann ich armer Mann Euch geben, der ich hier sitze und selbst rathlos bin? Und dann keinen einzigen Tag Ruhe! Zu jeder Stunde muß man die Apotheke offen halten, sogar mitten im Winter, wenn der Schnee bis zu den Hausdächern reicht und die Leute sich in Gottes Schutz empfehlen, ihre Thüren abschließen und daheim bleiben sollten. — Rath? Was für ein Rath soll es sein? Ist der Bräutigam Eurer Tochter zurückgetreten und will er die Verlobungsgelchenke wieder haben? Sie hätte kein Geschenk annehmen sollen, das ist mein Rath; es ist einer von den billigen, oder sie hätte sich lieber gar nicht verloben sollen, das ist einer von den theueren, aber sicherer —“

Er blieb stehen und begann sich:

„Ah, richtig, Ihr habt ja keine Tochter!“

„Nein.“

„Nein, ganz richtig, Ihr habt keine Tochter, und dennoch braucht Ihr meinen Rath? Was für einen Kummer habt Ihr?“

„Den schwersten, den ein Mensch haben kann.“

In dem Geistlichen begann der Born sich zu legen; denn das Weib, welches dort in der Ecke stand und so kurz und bestimmt sprach, hatte etwas an sich, das die Luft im Zimmer kalt machte. Er ging zum Dien, setzte sich vor demselben nieder und schürte das Feuer.

„Oh, es giebt mancherlei Kummer, und wenige können sagen, daß sie den schwersten erfahren haben. Erzählt.“

Salbjörg bedachte sich eine Weile, dann sagte sie:

„Es ist jemand, der eine große Uebelthat begangen hat, und ich bin die Einzige, welche davon weiß.“

Nun brach es im Priester wieder los. Er sah aus, als wäre er im Begriffe auf eine Klatze zu treten, die zickelnd nach ihm schielte.

„Du mein Schöpfer! Ihr kommt doch wohl nicht, um mir das zu erzählen? Was soll denn ich mit Euren Uebelthaten anfangen? Sie in mein Archiv legen, um dann vor lauter Werken der Finsterniß in meiner eigenen Stube nicht schlafen zu können?“

Und nun ergoß sich ein Schwall der übertriebensten Klagen über das Weib und die ganze Welt, welche nur darauf denke, alles Uebel von sich abzuwälzen und bei dem Geistlichen niederzuliegen, um nicht selbst ein Ungemach zu haben.

(Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Prinz und Erzieher.** Der vor einiger Zeit verstorbene sächsische Volkskullehrer Zechel war gleichzeitig ein Original, ein Idealist und eine außerordentlich begabte pädagogische Kraft. Er hatte eben das friedlichstädter Seminar verlassen, als er, durch Protektion einer Kammerfrau, zum Erzieher des Prinzen Albert, des jetzigen Königs von Sachsen, berufen wurde. Der sechsjährige Bögling schien kein besonderes Wohlgefallen an seinem künftigen Lehrer zu finden, denn er stampfte bei der Vorstellung zornig mit dem Fuße und sprach die trostigen Worte: „Ich will keinen Lehrer!“ Hierauf riß er sich los und ergriff die Flucht. „Prinz Albert,“ rief ihm nun der Lehrer nach, „Prinz Albert, aber so

hören Sie mich doch an, ich will Ihnen ja nur eine Geschichte erzählen.“ — „Aber ich mag und will keine Geschichte hören,“ lautete die bestimmte Antwort zwischen Thür und Angel. Doch der junge Pädagoge fühlte, daß er gleich siegen oder das Feld räumen müsse, deshalb kimmerte er sich nicht viel um seine Umgebung und fuhr fort, mit dem Prinzen zu unterhandeln. „Eine Geschichte von einem Pferd, lieber Prinz.“ — „Ich will aber nicht!“ — „Aber so denken Sie doch, Prinz, von einem ganz wilden Pferd! . . .“ — „Von einem ganz wilden Pferd?“ fragte nun der bei seiner schwachen Seite gepackte Prinz und näherte sich langsam der Gruppe. — „Ja, ja, von einem ganz wilden Pferd, welches heute gefangen wurde.“ Und nun improvisirte der geschickte Pädagoge rasch eine wilde Geschichte, und als er damit fertig war, stand auch der widerpäunige Bögling eben

Ihm und fragte bebauernd: „Ist die Geschichte schon aus?“ — „Ja, mein Prinz und die erste Schulfunde auch.“ — „Ach bitte, komme morgen wieder,“ rief Albert nun, und klatschte vor Freude in die Hände. Der Lehrer hatte von nun an gewonnenes Spiel, und wenn sich niemand mehr mit dem Knaben zu helfen wußte, kam man zu Papa Fesche, der bald zu den geachteten Hauslehrern Sachsens zählte. Er zog es aber vor, im Stillen die Kinder armer Leute zu unterrichten und widmete sich auch später nur der Volkserziehung, trotzdem sich ihm eine viel höhere Carrière bot.

* **Einen Aufsat des Grafen Moltke über die Schlacht von Königgrätz** veröffentlicht Heinrich v. Treitschke in der münchener „Allg. Ztg.“ Derselbe ist ihm am 9. Mat 1881 zugegangen. Die Ausführungen haben vorzugsweise für militärische Kreise Bedeutung. In so weit sie auch darüber hinaus Interesse beanspruchen, lassen wir sie auszugsweise folgen. Graf Moltke schildert, wie der Vortheil der inneren Operationslinie einer in Böhmen rechtzeitig versammelten Streitmacht gegen zwei von Norden und Osten vorgehende preussische Heere in demselben Maße schwinden müßte, wie sich beide einander näherten: „Die Vereinigung von zwei, bis dahin getrennten Armeen auf dem Schlachtfelde selbst halte ich für das Höchste, was strategische Führung zu erreichen vermag.“ Man habe die Trennung der Heere planmäßig so lange fortgesetzt, bis ein Hauptschlag geführt werden konnte. Ein Kriegsrath habe während dieses wie des folgenden Krieges nicht stattgefunden. Als am 2. Juli die Berichte über die Reconnoissirungen eingegangen waren — es war abends 11 Uhr, Moltke hatte sich eben niedergelegt, um „die Sorgen des Heute zu vergeßen und gefahrt für den Morgen zu erwachen“ — da ging er zum König, den er im Feldbette liegend antraf; „es bedurfte nur weniger Worte“; der König war sofort entschlossen, am frühen Morgen den Feind von allen Seiten anzugreifen, „und es kam nur noch darauf an, die Mitwirkung des Kronprinzen sicher zu stellen, welcher jetzt gerade in der Flanke des Gegners stand, aber, um ihn zu erreichen, einen March von zwei Meilen zurückzulegen hatte.“ „Es lag nun durchaus im Schlachtplan, daß die I. Armee nicht vorzeitig zu einer allgemeinen Offensivschreitung, sondern den Feind auf seiner ganzen Front beschäftigen, ihn festhalten sollte, bis die II. eingreifen konnte. Voreerst mußte man sich damit begnügen, die Vistritz-Linie und die an dem Bach liegenden Dörfer und Waldungen in Besitz zu nehmen, um einen Abschnitt gegen etwaiges Vorgehen des Gegners zu gewinnen und um später die Uebergänge benutzen zu können. Darüber verließen Stunden, ohne daß die Gefechtslinie in östlicher Richtung merklich vorrückte. Man hat versucht, die Sache so darzustellen, als ob die schon halb verlorene Schlacht durch das zufällige Erscheinen des Kronprinzen noch gerettet worden wäre. Nirgends sind die Oesterreicher über die Vistritz vorgezogen, ein Theil der Dörfer wurde bald genommen und die II. Armee hatte den ganz bestimmten Befehl, vorzurücken. Freilich aber durfte in Anbetracht der Entfernungen ihr Eintreffen kaum früher als um Mittag erwartet werden. Natürlich hätten viele schon früher mit Ungebuld nach dem Kronprinzen aus, aber zu Besorgnissen war kein Grund vorhanden. Als der König mich geschwätzt hatte, fragte, was ich von der Sachlage halte, antwortete ich: „Ew. Majestät werden heute nicht nur die Schlacht, sondern auch den Feldzug gewinnen.“ Die Situation erinnerte an die Schlacht von Wauzen, wo der rechte iranzösische Flügel wiederholt und dringend um Verstärkung bat. Der Kaiser schickte statt dessen nur die Antwort: „à trois heures la bataille sera gagnée;“ weil zu dieser Stunde Marischall Ney in der rechten Flanke der Verbündeten eintreffen mußte. . . . Wir gelangten erst gegen Mitternacht in unser Quartier. In der Eile und Ungebuld des Aufbruchs am Morgen hatte niemand von uns daran gedacht, sich mit Lebensmitteln zu versorgen; auch der König hatte nichts. Als am Abend die Aufregung sich gelegt und zwölf Stunden im Sattel zugebracht waren, stellte sich der Hunger ein. Von einem Manen erhielt ich eine Schnitte Leberwurst, Brot hatte er nicht; das war alles, was ich seit abends vorher genossen. In Gütigkeit war in der Nacht nichts mehr zu bekommen, mit Mühe war eine Tasse Thee hergestellt gemacht. Von Erschöpfung stierend, warf ich mich mit den Kleibern aufs Bett, denn schon in aller Frühe mußte die Genehmigung Sr. Majestät für die nun notwendig werdenden Anordnungen in Horitz eingeholt werden.

* **Die Schiffsoff.** Während der Mittelmeeresfahrt der „Augusta Viktoria“ war die Verpflegung an Bord eine so ausgesetzte, daß sich in bürgerlich geschulten Mägen der Passagiere häufig genug — eine Gehnucht nach den einfacheren Fleischstücken der Mannschafsküche einstellte. Man steckte sich hinter Koch und Steward, und in den Hamb. Nachr. erzählt ein Mitreisender die Geschichte eines gelungenen und doch verathenen Schmuggelgeschäfts in folgender Weise: „Um's Himmels willen, nicht so laut, meine Herren!“ so hat eines Tages der wadere Steward mit einem scheinbaren Blick zur Seite, als wir ihn (es war im Biscayischen Meerbusen) ausluden, für uns einige Portionen

Bohnensuppe und Reis mit Kanel aus der Mannschafsküche zu erbeuten. Der Gute fürchtete bei einem allgemeinen Bekanntwerden der Nachricht von dem Vorhandensein dieser Gerichte in der Mannschafsküche einen Massensturm der Passagiere. Und nicht mit Unrecht. Denn wir hatten, in einem Winkel des Rauchsalons gedrückt, kaum den köstlichen Inhalt unserer Buntbüchsen auszulöffeln begonnen, als mit dem Leiseschritt des Verhörschors aus den „Hugenotten“ ein ganzer Trupp von Reisegefährten auf der Bildfläche erschien, deren Sprecher, ein sonst ganz gutmüthiger Sachse, mit einer Art Wildheit dem erschrockenen Steward entgegenbrannte: „I so was! Hier oben schlennen sie in seiner Bohnensuppe und wir unten (im Speisesalon) können uns mit Mochurtelapp' abkloppen?“

* **Das hundertjährige Jubiläum der amerikanischen Baumwollindustrie** ist vor kurzem in dem Lande der größten Produktion von Baumwolle, in Nordamerika, gefeiert worden und hat die Erinnerung an die sonderbaren Umstände erweckt, unter welchen Samuel Slater der Gründer der amerikanischen Baumwollindustrie geworden ist. Slater hatte in der Fabrik der berühmten Erfinder Arkwright und Strutt die Geheimnisse des Spinnerei-Maschinenbaues erlernt und wollte, als er 21 Jahre alt geworden, sein Glück anderwärts versuchen. Da es aber streng unterjagt war, jene Geheimnisse bekannt zu geben oder gar außerhalb Englands gelangen zu lassen, verließ Slater England, ohne irgend eine Abbildung oder ein Modell mit sich zu führen. Bald nach seiner Ankunft in New-York erfuhr er, daß in den Staaten Providence und Rhode Island vergebliche Versuche, Baumwolle auf Maschinen zu spinnen, angestellt worden waren, und es gelang ihm, dort einen günstigen Vertrag zu schließen, der ihm die nöthigen Mittel und die Vortheile im Falle des Scheiterns sicherte. So konnte er am 20. December 1790 zu Pawtucket (R. I.) die erste mechanische Spinnmaschine auf dem amerikanischen Festlande in Betrieb setzen, und es war ihm selbst noch vergönnt, die reichen Früchte seines kühnen Unternehmens zu ernten und den Anfang jener Entwicklung zu erleben, die Amerikas Baumwollindustrie auf ihre heutige Höhe geführt hat.

* **Die Vereinigten Staaten** sind in der Regerepublik Liberia an der westafrikanischen Küste durch einen Minister-Residenten, außerdem aber noch durch einen General-Konsul vertreten, welcher 4000 Doll. Jahreseinkommen bezieht. Hierzu bemerkt die „Kilmors“-Staatszeitung: Einen Begriff von der furchtbaren Arbeit, welche dieser Beamte zu thun hat, erhält man aus den Zolllisten des letzten Vierteljahres von 1890, während welchen Beitraumes von Liberia nach den Ver. Staaten importirt wurden: 150 Affen, 100 Papageien, 25 Schlangen, 1 Stück Liberia-Luch im Werthe von 75 Cent, 7 Kruten Eingemachtes und 200 Pfd. Kaffee, alles zusammen werth 325 Doll. 60 Cent.



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

* „Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers.“ Gotha, Berthes, 1891. Fast so planlos und labyrinthisch wie Rembrandt als Erzähler bietet der Siebziger unter 71 Ueberschriften eine Fülle von Sentenzen, Aphorismen, Beobachtungen; jede aufklärende Vorrede fehlt, auf einen anderen Zusammenhang als den idealen einer einheitlichen Weltbetrachtung und Lebensauffassung muß der Leser verzichten. Trotzdem befruchtet die Schrift in hohem Maße, denn sie giebt eine Lebensweisheit mit so viel Takt und Erfahrung, und sie ist von einem so edlen sittlichen Geist durchweht, daß man sich gern dieser kundigen Führung anvertraut. Kampf gegen die Selbstsucht, treue Pflichterfüllung, Vertrauen auf die Weisheit und Liebe über uns, — das klingt immer wieder durch die „Lebenserfahrungen“ hindurch, welche wir als entsprechendes Geschenk empfehlen; auch ist die Ausstattung eine außerordentlich gefällige und elegante.

* Aus Quirinal und Vatikan. Studien und Skizzen von Sigismund Müllers. Berlin, Paul Hüttig, 1891. Eleg. geb. 4.50 M. Der durch frühere Arbeiten über Italien vortheilhaft bekannte Verfasser bietet hier eine Reihe feissend und anziehend geschriebener Studien, bei denen sich vor allem die Thatfache geltend macht, daß der Verfasser Personen und Dinge während eines vierjährigen Aufenthaltes in Italien aus der Nähe gesehen hat. Er behandelt voreerst die in den letzten Jahren verstorbenen Staatsmänner und bedeutenden Personen des Quirinals, die zum Theil in der heldenmüthigsten und hervorragendsten Weise an der Einigung ihres Vaterlandes theilgenommen haben. Ist auch der Inhalt des Buches überwiegend politisch, so enthält sich der Verfasser doch jeder Polemik.

* Das goldene Zeitalter oder Das Leben vor der Geschichte. Nebst einem Anhang: Das Kulturmetall der Zukunft. Von Prof. Dr. Ludwig Büchner. 6 M., geb. 7 M. Berlin W., 33, Steglitzerstraße 90. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. (Dr. Hermann Paetel.)